

## Um die Freiheit.

Und wenn dich Kinder und Enkel fragen:  
Wer hat die Leipziger Schlacht geschlagen  
Vom bangen Morgen zur flammenden Nacht?  
Sag ihnen: das waren nicht Potentaten  
Mit Feldherrnstab und mit Ordenszieraten,  
Nicht gottgefällige gleichende Macht!

Die dort die gallischen Ketten zerrissen  
Und sich dem Korben ins Herz verbißten  
Wie rasende Löwen in zuckender Wut,  
Das waren die Leineweber und Krämper,  
Des Lebens arme, verachtete Stämper  
Und Deutschlands heilige Jugendgut.

Das waren die schlechtgekleideten Scharen,  
Die den hohen Herren nicht fein genug waren  
Zum Prunk und Zug ins bejüngte Paris.  
Und doch, zerfehrt und beschmutzt und zerföhren,  
Vom Blute durchtränkt, das um Freiheit vergossen,  
War jeder Kiffel ein goldenes Vieh.

Sie kehrten heim zum Weben und Rasern  
Und bauten Hüften und gingen adern  
Den Boden, darein die Brüder vercharrt.  
Und schürten der Freiheit feurige Worte  
Und blästen sehnend zur schimmernden Pforte:  
Doch ach, sie haben vergeblich geharrt.

Und wenn dich Kinder und Enkel fragen,  
So sollst du ihnen zum zweiten sagen:  
Noch immer ist es in Deutschland Nacht,  
Noch schweben die Dämonen an Fesseln und Ketten,  
Noch rufen wir, uns aus dem Irnwahn zu retten,  
Zur letzten befreienden Geißelschlag!

Dr. Langheintzsch.

## Demokratie und Revolution.

Von Friedrich Stampfer.

In den Kämpfen des Bolschewismus ist ein Problem praktisch geworden, das nie aufgehört hat, die Arbeiterbewegung zu beschäftigen: das Problem des Verhältnisses zwischen Demokratie und Revolution. Russische Menschewiki und deutsche Sozialdemokraten — besonders lebhaft auch einige Unabhängige — erheben gegen die Bolschewiki den Vorwurf, im Zuge ihrer Revolution die Grundzüge der Demokratie verlassen zu haben. Die Bolschewiki wollen die Diktatur des Proletariats, wie sie dem älteren Marxismus vorzuziehen, zur Durchföhrung bringen und mit ihrer Hilfe die soziale Revolution verwirklichen. Auf diesem Wege geraten sie notwendig in Gegensatz zur Demokratie.

Die Demokratie will die Herrschaft der Mehrheit. In Rußland bilden aber nicht die Industrieproletarier, sondern die Bauern die Mehrheit der Bevölkerung. In der bolschewistischen Regierung ist der energische Wille lebendig, eine sozialistische Gesellschaftsordnung zu begründen. Doch dieser

Wille auch in der Mehrheit des russischen Volkes vorhanden ist, kann bezweifelt werden und wird bezweifelt. Jetzt geht der Kampf um die Konstituante, die bolschewistische Regierung will sie zu einem brauchbaren Werkzeug ihres sozialistischen Willens gestalten, aber dies scheint nicht möglich zu sein, wenn der souveräne Wille des Volkes und der von ihm gewählten Vertretung respektiert wird.

Selbst wenn die Konstituante eine revolutionär-sozialistische Mehrheit ergeben haben sollten, so kann nicht angenommen werden, daß hinter ihr eine in ihren Ueberzeugungen gefestigte Wählermehrheit steht. Die Demokratie verlangt kurze Wahlperioden, damit Änderungen des Volkswillens auch in der Zusammenziehung der Volksvertretung ihren Ausdruck finden sollen. Die Summe der wirtschaftlichen Reformen, die in ihrer Gesamtheit das Wesen der sozialen Revolution ausmacht, braucht zu ihrem Werden Zeit und unveränderte Machtverhältnisse. Wenn die Parlamentswahlen auch jetzt eine sozialistische Mehrheit ergeben haben sollten — wer bürgt dafür, daß diese Mehrheit bei den nächsten Wahlen noch vorhanden sein wird? Im Stande der russischen Volksbildung und in der bisherigen Ausbreitung gefestigt sozialistischer Ueberzeugungen liegt eine solche Garantie gewiß nicht. Hindert aber die sozialistische Regierung in der Volksvertretung diesmal oder später keine Mehrheit, so muß sie, wenn sie nicht den Boden der Demokratie verlassen und zur Gewaltherrschaft übergehen will, zurückerufen, und alle Maßregeln, die sie zur Vorbereitung einer sozialistischen Gesellschaftsordnung getroffen hat, wird die ihr nachfolgende Regierung wieder rückgängig machen.

Der Bolschewismus neigt nun sehr entschieden dazu, die Demokratie nur als ein mehr oder weniger fernes Ziel der Revolution, nicht aber als die Methode der Revolution zu betrachten. Die Methode der Revolution ist für ihn der Klassenkampf im Sinne eines mit allen Mitteln geföhrten Kampfs. Im Machtkampf gilt aber nicht bloß die Mehrheitsmeinung, es gelten in ihm alle Faktoren, auf denen eine Klasse ihre Macht begründen kann, so z. B. auch die Zahl der bewaffneten Streitkräfte, die ihr zur Verfügung steht, und ihre ökonomische Unentbehrlichkeit. Der Mehrheitswille ist dann weniger Subjekt als Objekt dieses Machtkampfes, da die unaufgeklärten, fluktuierenden Wählermassen zwischen seinen Polen herüber und hinüber fluten. Nicht aus den Wahlen des Volkes wächst, wie es die Demokratie will, die regierende Macht empor, sondern umgekehrt, die Regierung macht die Wahlen, sie korrigiert sie, wenn sie ihr nicht passen und sie ignoriert sie schließlich, wenn mit ihrem Ergebnis gar nichts für sie anzufangen ist.

Es ist nicht zu leugnen, daß eine solche Politik mit der Theorie des Kommunismus in Einklang zu bringen ist, und es ist kein Zufall, daß diese Theorie in ziemlich unredigierter Form jetzt gerade in Rußland ihre Anwendung findet. Vor siebzehn Jahren sahen Marx und Engels ähnliche Verhältnisse vor sich, wie sie heute noch in Rußland bestehen. Ein in der Minderheit befindliches Industrieproletariat, das die Avantgarde der sozialen Revolution bildet, im übrigen neben einem jung emporstrebenden Großkapital die Kleinbürgerliche und ländliche Masse — das Proletariat eine Insel der Aufklärung in einem Meer des Wohlstandes, der politischen Gleichgültigkeit und Unwissenheit, des Analphabetentums. Wir dürfen die bolschewistische Revolution an den Erfahrungen eines siebzehnjährigen Klassenkampfes, der unter fortgeschritteneren Verhältnissen geführt wurde, kritisch messen, dürfen dabei aber gerade als Marxisten nicht verpassen, daß sie, so wie sie ist, aus den spezifisch russischen Ver-

hältnissen heraustritt, daß sie mit ihrer Theorie und ihrer Praxis in einer Gegenwart wurzelt, die für uns schon eine Vergangenheit geworden ist.

Es wäre so unnarrisch wie möglich, wenn wir den Versuch machen wollten, einer geschichtlichen Begebenheit vom Range der russischen Revolution die Regeln unseres Rationalismus vorzuschreiben. Aber darüber müssen wir uns klar sein, daß in Deutschland, seiner wirtschaftlichen und politischen Entwicklungsstufe entsprechend, das Verhältnis zwischen Demokratie und Revolution ein ganz anderes sein muß, als es heute in Rußland ist. Wir können uns die Diktatur des Proletariats nicht mehr als die Gewaltherrschaft einer Klasse vorstellen, sondern nur noch als eine demokratische Machtstellung, die auf eine gefestigte Mehrheitsüberzeugung des Volkes gegründet ist. Anderes ist nicht möglich in einem Lande, in dem jetzt schon das politische Verhalten fast jedes einzelnen von wirtschaftspolitischen Erwägungen bestimmt wird und in dem fast jedermann seine Zeitung liest.

Reicht es in Rußland, erst die ganze Macht und dann die Demokratie, so reicht es bei uns: erst die Demokratie und dann die ganze Macht. In der künftigen Politik der deutschen Sozialdemokratie kann es keinen Augenblick geben, in dem sie versuchen wird, sich über den Willen der Volksmehrheit hinwegzusetzen. Davor wird sie sich hüten, nicht nur aus Achtung vor dem Prinzip, sondern auch aus rein praktischen Erwägungen, denn ein solches Experiment könnte ihr verdammt schlecht bekommen. Ihr und dem Sozialismus, der durch einen Versuch, ihn gewaltsam durchzusetzen nicht zum Ziel geführt, sondern nur für Jahrzehnte diskreditiert würde.

Man kann den Unterchied auch so ausdrücken: Der bolschewistische Sozialismus versucht, mit allen Mitteln sich selbst durchzusetzen. Die deutsche Sozialdemokratie versucht mit allen zweckdienlichen Mitteln — und die Mittel können mit den Zeitumständen wechseln — die Demokratie durchzusetzen, und erst durch die Demokratie sich selbst. Sie will, daß vor allem der Volkswille herrschen soll, sie strebt für sich selber keine Macht an, zu der sie nicht der Volkswille in freier geregelter Abstimmung beruft. Mit solchen Methoden ist sie nicht hinter Rußland zurück, sondern vor ihm voraus. Denn erst die gefestigte Ordnung der Demokratie liefert den sichern Baugrund, auf dem sich der soziale Neubau der Zukunft als dauerndes Werk erheben kann. Darum aber ist es ihr auch so verwehrt, erst mit ihrem Kampf um die Demokratie, also vor allem jetzt im Kampf um das gleiche Wahlrecht in Preußen. Diesen Kampf darf sie ebenso wenig verlieren, wie Deutschland den Krieg verlieren darf. Das eine wie das andere wäre die Katastrophe.

## Wird das Leben untergehen?

Von Dr. Alexander Lipich.

Vor Jahrmillionen — tausend Millionen Jahren vielleicht — hat das Leben auf unserem Planeten angefangen. Aus kleinen Anfängen hat es sich zu einem vielverzweigten Baume entwickelt. Eine ganze bunte Fülle von Arten von Pflanzen und Tieren sind entstanden.

Wird das Leben auch ein Ende haben? Man kann diese Frage von allerlei Gesichtspunkten behandeln. Zunächst vom Standpunkt des Astronomen. Unser Planet war früher eine feurige Kugel und flüchtigkeitsföhlige, wie heute noch die Sonne. Infolge allmächtiger Abkühlung ist eine dichtere Kruste mit dem Ball entstanden, die fest wurde. Vielleicht wird einst die Abkühlung der Erde so weit gegangen sein wie die des Mondes, der so selbst nur ein Stück ist, das sich einmal von der Erde abgespalten hat. Denn das Schicksal des Mondes die Zukunft

## Das, was nicht war.

Von Wjwolod Garjün.

In einem schönen Junitag, und es war deshalb schön, weil das Thermometer 20 Grad Celsius zeigte, an einem schönen Junitag war es überall gar heiß, am heißesten aber auf der kleinen Wiese im Garten, wo ein erst kürzlich errichteter Feuerschuppen stand, und das laut daher, weil dieser Ort durch einen dichtverästelten Weißbuche gegen den Wind geschützt war.

Hast alles schlief; die Menschen hatten sich zum Mittagsschlaf hingestreckt, die Vögel schwiegen, sogar von den Insekten hatten sich viele vor der Hitze verzieht. Von den Haustieren gar nicht zu reden, das große und das kleine Vieh hatte sich im Gebüsch verkrochen, der Hund lag in einer selbstgegrabenen Grube im Schatten des Strauchs, mit halbgeschlossenen Augen, ließ die rosige Junge einen halben Meter lang zum Maul herabhängen, manchmal von der mörderischen Hitze gequält, gähnte er so laut, daß es wie ein Winseln klang. Die Schweine, eine Mutter mit dreizehn Kinderchen, hatte sich ans Meer begeben, lagen im schwarzen, fetten Schlamm, nur ihre schwebenden Schnouzen waren zu sehen, hin und wieder ein schmutziger Rücken und herabhängende, ungeheure Ohren. Einige Gännen, der Hitze trotzend, scharrten gegenüber dem Küchenschuppen die trockene Erde auf, obgleich sie sehr wohl wußten, daß es dort kein einziges Würmlein mehr gab, und dies schien ihnen der Hohn übel zu nehmen; er nahm von Zeit zu Zeit ein tödliches Aussehen an und wurde aus voller Kehle: „Wach! ein Standa!“

Wie verließen die kleine Wiese, auf der es noch heißer war als anderswo, aber eine ganze Anzahl nicht schlafender Gäste blieb sitzen. Das heißt, nicht alle saßen; ein alter Brauner z. B. stand vor dem Feuerschuppen und wühlte, trotz der heißen Rücken von des russischen Anton's Weitsch drohender Gefahr dort herum. Da er ein Pferd war, konnte er ja überhaupt nicht sitzen; eine Raupe sah ebenfalls nicht, sondern lag auf dem Bauch; aber es kommt ja schließlich nicht auf das genaue Wort an.

Unter dem Weißbuche hatte sich eine kleine, aber äußerst ernsthafte Gesellschaft versammelt: eine Schnecke, ein Mistkäfer, eine Eidechse, oben genannte Raupe und ein Heupferdchen. Der alte

Braune, der in der Röhre stand, erhobte einige ihrer Reden und wandte ihnen sein braunes Ohr zu, dessen Innenseite mit grauen Haaren bedeckt war. Auf dem Braunen aber saßen zwei Fliegen. Die Gesellschaft disputierte, höflich zwar, doch äußerst einbringlich, keiner war mit dem anderen einverstanden, jeder wertete die Selbständigkeit seiner Meinung und seines Charakters sehr hoch.

„Meiner Ansicht nach“ — sprach der Mistkäfer — „muß ein unabhängiges Insekt für seine Nachkommen sorgen. Jener, der gewissenhaft die von der Natur vorgeschriebenen Pflichten erfüllt, hat festen Boden unter den Füßen, er kennt seine Sache und wird sich, was immer auch geschehen möge, verantworten können. Seht mich an! Wer arbeitet schwerer denn ich? Wer schleppt den ganzen Tag über, ohne auch nur Atem zu holen, schwere Äugeln, Äugeln, die wie kunstvoll aus Mist zusammengerollt, zu dem erhabenen Zwecke, in ihnen neue, und gleichende, ehrenhafte Mistkäfer aufzuzüchten? Darum glaube ich, kein anderer kann mit ebenso ruhigem Gewissen und gleich reinem Herzen sagen: wahrlich, ich habe alles getan, was ich nur konnte, habe alles vollbracht, was zu geschehen hatte; wie ich dies sagen werde, wenn neue Mistkäfer auf dieser Welt erscheinen. Das nennt ich arbeiten!“

„Laß mich mit deiner Arbeit zufrieden, Weibchen“ — sagte eine Ameise, die während des Käfers Sprechen, ungeachtet der Hitze einen wunderbaren trocknen Galin herbeigejagt hatte. Sie verbarrie einen Augenblick, setzte sich auf ihre Hinterbeine und wachte sich mit den übrigen den Schweiß vom erschöpften Gesicht. — „Ich arbeite doch auch, und mehr als du. Du schaffst für dich selbst, aber für deine Käferchen; aber nicht alle sind so glückselig, dies tun zu können. Versuch es einmal, diese Laizen als Zwangsarbeit zu schleppen — wie ich. Und ich weiß selbst nicht, was mich zur Arbeit zwingt, ich komme ganz von Kräften. Sogar bei dieser Hitze treibt es mich zu schaffen. . . . Und keiner weiß mir dafür Dank. Wir unglückseligen Arbeits-Ameisen, immer schuffen wir, und was gibt es schönes in unserem Leben? Das ist unter Los!“

„Der Mistkäfer nehm das Leben gar zu mühsam, und ihr Ameisen gar zu tragisch“ — bemerkte das Heupferdchen. — „Rein Käfer, ich liebe zu hüpfen und zu springen. — trotzdem quillt mich das Gewissen nicht. Dabei habt ihr die Frage, die Frau Eidechse

aufgestellt, nicht einmal berührt; sie fragte: was ist die Welt; und ihr redet von euren Mistkäfern; das ist denn doch ungleichmäßig. Meiner Ansicht nach ist die Welt eine äußerst gute Sache, schon aus dem Grunde, weil auf ihr für uns junges Gras wächst, die Sonne scheint und liebe Lästchen wehen. Und wie groß sie ist! Wenn ich mich auf der Wiese befinde, springe ich zuweilen so hoch ich kann in die Höhe, und ich versichere euch, daß ich eine ungeheure Höhe erreiche. Und daraus ersehe ich, daß die Welt ohne Grenzen ist.“

„Gewiß“ — bestätigte sinnend der Braune. — „Aber keiner von euch hat auch nur den hundertsten Teil von dem gesehen, was ich während meines Lebens erblickt. Schade, daß ihr nicht begreifen könnt, was eine Welt bedeutet. . . . Eine Welt von hier liegt das Dorf Suparewka, dorthin fahre ich alle Tage mit dem Wasserloch. Aber niemals bekomme ich dort Futter. Auf der anderen Seite liegen Sminowka und Kiskowka, dort gibt es Kirchen und Glocken, und dann kommt Swiatos Troizko und noch weiter Bogoliowenski. In Bogoliowenski bekomme ich immer Heu, aber das dortige Heu ist schlecht. In Nikolaw jedoch — das ist auch so eine Stadt — achtundzwanzig Werst von hier, dort ist das Heu besser und man bekommt auch Hafer; ich aber liebe es nicht, dorthin zu laufen, denn da fährt der Herr mit uns und besetzt dem Russen rasch zu fahren und der Russen schlägt uns schmerzhaft mit der Peitsche. . . . Dann gibt es noch Alexandrowna, Weloska, Chertow — das sind ebenfalls Städte. . . . Wenn ihr dies doch begreifen könntet! Seht ihr, das ist die Welt, freilich nicht die ganze, aber immerhin ein bedeutender Teil derselben.“

Und der Braune schwieg, nur seine Unterlippen zitterte unaufhörlich, als flüsterte er etwas. Dies kam vom Alter, denn er zählte bereits hundert Jahre und das ist für ein Pferd soviel wie für einen Menschen hundertachtzig Jahre.

„Ich verstehe Ihre weisen Pferdewörter nicht, muß gestehen, daß ich Ihnen nicht einmal zu folgen vermag“ — sagte die Schnecke. — „Ich verlange nur nach einer Klette und deren gibt es genug: seit vier Tagen nähere ich mich von einer und noch immer ist sie nicht verzehrt. Außer dieser einen Klette gibt es noch andere Kletten, und auf diesen anderen Kletten sitzen bestimmt andere Schnecken. Und seht ihr, das ist alles. Springen und Spielen

der Erde ist, dass alles Leben einmal auf unserem Planeten erlöschen wird. Auch ist es nicht ausgeschlossen, dass unser Planet einmal mit einem anderen Himmelskörper zusammenprallt und dabei zerplatzt. Alles Leben würde dabei auf unserem Planeten zugrunde gehen, da die Organismen den gewaltigen Stoß nicht aushalten würden. Auf den Splittern, auch wenn diese nicht zu klein wären, dürfte kaum ein lebendiges Wesen zurückbleiben.

Doch das sind Dinge, über die der Biologe nicht zu spekulieren hat, das alles muß er den Astronomen von Fach überlassen, die sich mit himmlischen Dingen besser auskennen. Wie ist es nun aber vom Standpunkt des Biologen um das Ende des Lebens auf der Erde bestellt?

Der Biologe soll vor allem darüber Auskunft geben, ob bei den heute lebenden Organismen irgend welche Zeichen von Schwäche vorhanden sind, die darauf schließen lassen, daß die Vermehrungskraft der Lebewesen einmal ganz versiegen wird. Halten wir uns nun unter den Organismen, dann finden wir, daß die Ausbreitungskraft aller Lebewesen auch heute noch ganz ungeheuer groß ist, daß die Ausbreitung jeder einzelnen Art nur durch den Nahrungsmangel gehemmt wird. Jede einzelne Bakterienart oder jede einzelne Infusorienart würde sich, wie heute feststeht, schon innerhalb kürzester Zeit so vermehren können, daß sie die ganze Erde bedecken könnte, wenn die zahlreichen Nachkommen nicht aus Nahrungsmangel zugrunde gehen müßten. Die Ausbreitungskraft des Lebens hat somit im Laufe von tausend Millionen Jahren auch nicht die geringste Einbuße erfahren.

Man könnte da mit zwei Einwänden kommen. Bei den vielzelligen Organismen ist die Lebensdauer der einzelnen Individuen beschränkt. Die Zellen des vielzelligen Organismus tragen, kaum geboren, schon den Keim des Todes in sich, und man könnte sagen, daß die vielzelligen Organismen nicht mehr jene sprühende Lebenskraft besitzen, wie die einzelligen. Unterliegt man jedoch das Problem des Todes genauer, so überzeugt man sich, daß der natürliche Tod eine Folge davon ist, daß die Zellen in einem Zellverband beisammen leben. Die Körperflüssigkeiten, die die Zellen des vielzelligen Organismus umspülen, sind ihr Lebensraum, ein zu enger Lebensraum, in welchem die Zellen gleichsam unter unangünstigen äußeren Lebensbedingungen schließlich zugrunde geben müssen. Der Tod ist demnach eine Folge davon, daß etwa die Keimzellen der vielzelligen Organismen elende Schwächlinge sind. Im Gegenteil! Die Keimzellen, die sich noch vor dem Tode des Individuums losgelöst hatten, teilen sich noch weiter, erzeugen Nachkommen und so fort. So wird die Art als ein Ganzes dadurch nicht beeinträchtigt, daß das Leben der Individuen beschränkt ist. Die Vermehrungskraft auch der vielzelligen Arten ist ganz außerordentlich groß, und wie das für die Einzelzelle gilt, so würde auch jede vielzellige pflanzliche oder tierische Art bald die ganze Erde überziehen, wenn ihr Nahrungsmittel in genügender Menge zur Verfügung ständen. Das steht man besonders schön, wenn ein Hauttier, dessen Vermehrungskraft sich innerhalb bestimmter Grenzen hält, in die Wildnis zurückkehrt: in der australischen Wildnis hat sich z. B. das Kaninchen so sehr verbreitet, daß es zu einer Landplage geworden ist. Alles in allem: trotzdem der Tod unter den vielzelligen Organismen umgeht, sind die vielzelligen so voll von sprühender Lebenskraft wie die Einzelzelle.

Ein zweiter Einwand stützt sich darauf, daß im Laufe der Jahrmillionen ja ein ununterbrochener Wechsel von Arten stattgefunden hat: Arten sind gekommen und Arten sind wieder gegangen um anderen Arten die Bühne des Lebens zu überlassen. Daraus könnte man schließen, daß auch die Arten „altern“, d. h. daß auch die Arten allmählich ihre Lebensfähigkeit einbüßen, bis sie schließlich aussterben. Das klingt zwar sehr glaubwürdig, aber in Wahrheit ist noch niemals auch nur der Schein eines Beweises zugunsten dieser Behauptung beigebracht worden. Mit mehr Recht dürfen wir sagen, daß Arten von der Bühne zurückgetreten sind, weil andere Arten ihnen den Lebensraum freitrag gemacht haben. Andere Arten waren den äußeren Lebensbedingungen besser angepaßt, ihre Vermehrungskraft war noch größer, und sie gingen als Sieger hervor. Auch klimatische Veränderungen finden ständig auf unserem Planeten statt, und nicht alle Arten können diesen Veränderungen in gleichem Maße standhalten. Nach alledem kann keine Rede davon sein, daß Arten altern und eines „natürlichen“ Todes sterben, in dem Sinne, daß sie aus inneren Gründen alt werden und zugrunde gehen. Im

\*) Vgl. mein Buch „Allgemeine Physiologie des Todes“, Braunschweig 1915.

ist ganz unnötig — das sind Phantasereien und Dummheiten. Man muß sich auf einem Platte niederlassen und dasselbe aufessen. Wäre ich zum Schreien nicht zu faul, so wäre ich schon längst auch und euren Gesprächen entsprochen, sie verursachen bloß Kopfschmerzen, nichts weiter.“

„Erlauben Sie, weshalb denn?“ — unterbrach sie das Heupferdchen. — „Es ist doch äußerst angenehm, zu disputieren, besonders über solche interessante Dinge, wie die Unsterblichkeit und dergleichen. Freilich gibt es auch praktische Naturen, die nur dafür sorgen, wie sie sich den Bauch anfüllen können, gleich Ihnen und Ihrer reizenden Raupe.“

„Ach nein, lassen Sie mich, ich bitte Sie, lassen Sie mich, hören Sie mich nicht!“ — rief lächelnd die Raupe. „Ich tue dies für das künftige Leben, nur für das künftige Leben.“

„Was für ein künftiges Leben meinen Sie?“ — fragte der Braune. „Ist es denn möglich, Sie wissen nicht, daß ich noch meinem Tode zu einem Schmetterling mit bunten Flügeln werde?“

Dem Braunen der Eidechse und der Schnecke war dies unbekannt, die Insekten jedoch wußten um etwas Ähnliches.

Alle schwiegen ein Weilchen, weil keiner etwas Geschicktes über das künftige Leben zu sagen wußte.

„Einer festen Ueberzeugung muß man mit Achtung begegnen“ meinte endlich das Heupferdchen. — „Wünscht jemand etwas hinzuzufügen?“ wandte es sich an die zwei Fliegen, und die ältere der beiden antwortete:

„Wir haben nichts zu sagen, weil wir nicht ganz gesund waren. Wir kommen eben aus dem Zimmer; die Frau hatte die Suppenkasselle mit heißer Suppe angefüllt. Wir waren unter den Deckel gekommen. . . Wir sind zuriebene Leute. . . Unser Mütterchen erkrankt in der Suppe; was kann man da machen?! Sie hatte auf diese Welt schon lange genug gelebt. Wir sind zufrieden.“

„Keine Herrlichkeiten“ — begann die Eidechse — „mir scheint, sie haben alle vollkommen recht. Andererseits aber . . .“

Doch die Eidechse sagte nicht, was andererseits war, denn sie fühlte, wie irgend etwas ihren Schwanz fest gegen die Erde presste. Der schlaflose Rutscher Anton war gekommen den Braunen zu holen, und hatte zufällig seinen Stiefel auf die ganze Gesellschaft gelegt, sie alle erdrückend. Eine der Fliegen flog fort, um ihr verlorrenes, in der Suppe extrahiertes, Mütterchen auszulassen und die Eidechse entließ mit gebrochenem Schwanz. Anton nahm den Braunen am Hals und führte ihn aus dem Garten hinaus, denn er mußte mit dem Wasserfaß fahren; deshalb brummte er auch: „Na na, du Biegl!“ Der Braune jedoch murmelte bloß etwas Unverständliches.

Die Eidechse aber blieb ohne Schwanz zurück. Freilich wusch er nach einiger Zeit wieder nach, doch blieb er stets stumpf und ein wenig schwärzlich. Und wenn man sie fragte, wie sie sich den Schwanz gebrochen habe, antwortete sie beschämten:

„Man hat ihn mir gebrochen, weil ich mich entschloß, meine Ueberzeugung auszusprechen.“

Und sie hatte vollkommen recht.

(Verehrliche Uebersetzung von G. zur Krüger.)

Kämpfe ums Dasein, der Anzahl der leblosen oder der lebendigen äußeren Umgebung unterliegend, gingen und gehen zugrunde.

Die Auffassung, daß Arten altern und aus inneren Gründen aussterben, ist den Beobachtungen entlehnt, die man am Menschen gemacht hat. Die Geschichte erzählt uns, daß ein Volk dem anderen Platz gemacht hat, daß Völker stets nur eine begrenzte Zeit auf der Erde waren. Die Völker steigen zu einer bestimmten Kulturhöhe auf, um nach längerer oder kürzerer Zeit wieder in den Abgrund zu stürzen. Da verläßt man leicht auf die Analogie, daß auch die Völker ihre Jugend, ihr Mannesalter und ihr Greisenalter haben, die aus inneren, d. h. biologischen Gründen einander abwechseln müssen. Diese Auffassung ist jedoch ein ganz ungerechtfertigter Analogieschluß: menschliche Rassen können mit Einzelindividuen nicht verglichen werden. Der Untergang von Völkern erfolgt in der Regel aus weltwirtschaftlichen Gründen. Zusammenstöße mit anderen Völkern bestimmen häufig das Ende eines Volkes, nicht eine Verfallstörung der Rasse durch das Alter des Volkes. Uebrigens ist der Untergang eines Volkes in der Regel kein biologischer, sondern ein historischer Vorgang. Es handelt sich in der Mehrzahl der Fälle um den Untergang oder um den Zusammenbruch von Kulturen, nicht um die Verfallung der Rasse als biologischer Gruppen. Dieser Zusammenbruch kann eingeleitet werden durch ein Versiegen der bisher reichen Existenzmittel infolge weltwirtschaftlicher Veränderungen oder infolge von Kriegen mit anderen Völkern, die nicht in derselben Richtung kulturfähig sind. Uebrigens erstreckt sich diese Mischung häufig nur auf ganz bestimmte soziale Schichten der Völker; häufig ist der Untergang einer Kultur bedingt allein durch den Wechsel der Obermacht, indem der Sieger die soziale Obermacht bildet. Soweit Völker biologisch verschwinden, liegt die Wirkung äußerer Bedingungen klar zutage: Kriege, Seuchen, Nahrungsmangel können ein Volk vernichten. Von Rassenverfallstörung durch das Alter des Volkes braucht in allen diesen Fällen nicht die Rede zu sein. Allerdings kommt auch eine Rassenverfallstörung vor und die Rassenverfallstörung spielt zweifellos eine sehr große Rolle im Schicksal der Völker, indem sie sie für den Kampf ums Dasein ungeeignet macht. Soweit aber eine Verfallstörung der Rasse eintritt, ist sie nicht die Folge des „Alters“ im biologischen Sinne des Wortes, sondern der Kultur des Volkes. Die von dem Menschen gemodelten, nach seinem Willen abgeänderten äußeren Lebensbedingungen lehnen sich gegen ihn. Die Art und Weise, wie man arbeitet, wohnt, isst, sich kleidet und wie man seinen sexuellen Partner wählt, wie man sich in Stätten oder Klassen teilt — das alles macht den kulturellen Aufbau eines Volkes aus, das alles ist die Gesamtheit der „kulturellen“ Mittel, die eine volkliche Gruppe anwendet, um sich im Kampfe ums Dasein zu behaupten. Diese Mittel können sich schließlich gegen die Menschen kehren, die sie anwenden, indem sie den Organismus schädigen. Diese Schädigung wird noch dadurch gefördert, daß die innerhalb eines Volkes vorhandenen sozialen Gruppierungen jede für sich bis zu einem gewissen Grade Sonderinteressen haben und andere, weniger mächtige soziale Gruppen schädigen können. So ist es zu verstehen, daß die Rassenverfallstörung sich häufig nur auf bestimmte größere und kleinere Gruppen eines Volkes erstreckt. Daß die Verfallung einer Rasse aus dem Schoße des eigenen Volkes erfolgt, weist schließlich auch darauf hin, daß die Rassenverfallstörung eines Volkes nicht durch biologische Gründe bedingt ist.

So kommen wir zum Schluß, daß die Annahme, die Arten gingen aus biologischen Gründen unter, auch für den Menschen nicht gilt. Noch weniger aber gilt diese Annahme für die Tiere und Pflanzen, auf die man die falschen Schlüsse aus der Geschichte der Menschen anwenden wollte.

Die Frage, ob das Leben untergehen wird, muß also der Biologe dahin beantworten, daß das Leben nur untergehen wird, wenn in den äußeren Lebensbedingungen der Tiere und Pflanzen Veränderungen eintreten werden, denen sich die Organismen nicht anpassen können. Das Leben als solches trägt nicht den Keim des Unterganges in sich.

## Leo Sternberg.

Der Name Leo Sternberg hatte bisher einen wesentlich provinziellen Klang. Er drang nicht über den Umkreis seines Heimatslandes hinaus. Sternberg ist Westwälder. Er hat über die Kunstmalerei Limburgs geschrieben, über den Westerwald; hat auch eine Studie über die nassauische Literatur veröffentlicht, und in der heimischen Landschaft war seine Dichtung eine freundliche Erscheinung, die in dem natürlchen Rahmen gelten mochte, aber nicht genug eigenständige Kraft hatte, um durch sich selber zu seßeln. Es war gute Provinz.

Man sucht der Zweihundertzjährige durch neue, härtere Töne die Welt zu gewinnen. Sein Erlebnis des Seins ist in andere Regionen emporgewachsen und schreitet über höhere Gipfel des Menschentums als bisher. Selbstentzückung, auf einsamen Graten, zeichnet sich die Figur des Wanderers gegen erweiterte Horizonte ab. Man muß nach ihm hinsehen und seinem Wege folgen.

Mit drei Versbüchern legt Sternberg die neuen Linien seiner Erlebung fest. Ein Balladenbuch ist das eine: „Der Felderweg“, ein lyrisches Werk das andere: „Im Weltgesang“. Hinzutritt ein Band Kriegsbildungen: „Gott hämmert das Volk“. (Vr. Behrs Verlag, Friedr. Feßbergs, Berlin.) Gleichzeitg erscheinen diese drei Werke und dokumentieren eine menschliche und künstlerische Entwicklung, die in überraschender Weise aufwärts steigt aus ganz elementaren ungeborenen Lebenskräften, die in reichen Strömen emporschießen. In dem Bereich ist eine neue Vereinfachung, das Leben in sich aufzunehmen und es geistig gewandelt, in künstlerisch geformten Gebilden wieder aus sich herauszustellen.

Das geistlich frühesten der drei Werke scheinen die Balladen zu sein. Es ist rein artistisch, das wertvollere, gerundeter. Aber es ist auch dasjenige, welches Mäler läßt. Gewiß ist es nicht nur raffinesques Fraßeln alter Ritterzeitpanzer und Brunnen mit besäugtem Koffeln. Sternberg sucht das menschlich Erklärternde, das dunkel Schicksalhafte. Er sucht die Urkraft des Menschlichen im historischen Symbol. Auf den schottischen Hochlandheiden, wo kranichvögel Wollen über den Tannenscheiden der Friedhöfe schweben; und ungeführt die Toten sich erheben, auf Labadibden im Kreis sich wärmend — im nebligen Licht, sind ihm die Geister der Douglas, Percy, Moran erschienen. Die Thorbor Fontane hat er seine Stoffe aus der schottischen Geschichte geholt. Von den alten Balladisten aber trennt ihn eine ganze Kunstentwicklung und der Wandel der Auffassung. Seine Form ist konzentrierter, sein Ausdruck sinnlicher. Er bedient sich an den Impressionisten geschult, in wirksamere Weise der Technik des Ausdrucks. Dabei ist, wenn er auch ärmer ist an äußerer Dramatik, alles bei ihm verinnerlichter. Dennoch mutet uns dieser Balladenkram etwas fremd an. Er hat für uns nicht die rechte Lebenswärme, die schottischen Rebel legen sich zu schwer auf uns.

Einen härteren, weil unmittelbar vom Dichter ausgehenden Atem hat das Buch „Im Weltgesang“. Es ist ein Gedichtbuch, das nicht aus einzelnen Gedichten besteht, sondern als Ganzes genommen und gewertet werden will, herborgegangen aus einer einheitlichen Stimmung. Mancherlei ist darin; Jabel und Trübsinn; wechselndes Licht, Stößen und Zwielen. Aber das Grundgefühl ist eines, immer wille durchbrechend und alles zusammenhaltend: die Stimme des Volkes, wie der Dichter, in sich und in die Welt hineinlaufend, sie vernommen; die „Hymne der Welt“. Sternberg ist hier der Verklärer eines großen kosmischen Gefühls, eines göttlich-seligen Glaubens an die Urkraft: „Es bricht der Brunnen der Harmonie, von dem Redenshalbig die Kosmosen schießen, aus der Wut der

Erde.“ Sehr schön ist das Empfinden der inneren Verwandtschaft aller Dinge ausgedrückt in dem Gedicht „Das Blut“:

Ich wanderte, wanderte immerzu.  
Es sprach mein Blut: Was wanderst du?  
Ich lauschte auf und merkte bald:  
Es sprach mein Blut mit Welt und Wald.  
Sie kannten sich. Und hin und her:  
„Grüß Gott, wie, kennst du mich nicht mehr?“  
„So setzen wir uns wieder?“ rief  
der Feld. Die Wolke droben rief:  
„Auch ich bin Blut!“ Es rief: „Auch ich!“  
der Grashalm — „Denkst du noch an mich?“  
„Die lange war'n wir nicht zusammen,  
die aus demselben Schoße stammen“,  
rief eine Welle in der Flut.  
„Wie ging's dir, Zwillingströpfchen Blut?“  
fragte der Wind. „Man kreist, man kreist“,  
sagte das Blut — „du weicht, du weicht“.  
Es fragte auch dem Grund der Erden:  
„Wann wird wohl wieder Eines werden?“

Einen kosmischen Mythos möchte Sternberg schaffen, indem er die Erscheinungen in sein Gedicht hineinreißt. Seine Meister sind Walt Whitman und Alfred Nobeit, deren Ton man ein paarmal hindurchhört.

Nicht leicht ist es anfangs, sich in das Gefüge des Sternbergischen Verles hineinzufinden. Sein Ton ist nur selten so einfach wie in dem oben zitierten Gedicht. Er will über das impressionistische Stimmungsbild hinaus zum Geistigen der Dinge. Aber er steht auf dem Schwellen des Impressionismus. So drängt er Bild an Bild, um das Sinnbild herauszugewinnen; aber dies geht nicht ohne Gewaltigkeit ab. Da aber seine Art die der sentimentalischen Dichtung ist, sind die Bilder oft nicht so sehr dem naiven Gefühl entsprungen, wie dem Gedanken. Die Reflexion schiebt sich zwischen ihn und die Dinge. So kommt es leicht zu Bildern, die schief und unlebendig sind wie dieses: „In die Tränen meiner Wimper knüpfen die Lichtschärfe ewiger Welten an.“ Und die Natur erstarrt zur Leblosigkeit. Aber andererseits wirkt die Persönlichkeit so ursprünglich vital, daß sie den Zuhörer bezwingt.

Von den Kriegsgedichten ist zu sagen, daß sie einer großen Auffassung des Geschehens entsprungen und in der Fassung durchaus original sind. Sie suchen die Tatsache Krieg aus dem Geistigen heraus zu begreifen und reden aus innerster Egriffenheit. Dieser Kampf im Kampfe, dies geistige Ringen, das das Fürchtbare, Grauen und Tod, durch den Gedanken überwinden will, stellt sie schon abseits der herkömmlichen Kriegskunst. Auch hier sucht der Dichter nach kosmischen Sinn vorzubringen. Die Kämpfer sind ihm „die seligen Voten“ des Reiches, das da kommen soll. Im Formalen ist hier dieselbe Gedrängtheit wie in den anderen Dichtungen Sternbergs. Man lese (und denke an Freiligraths „Trompete von Bionville“) den Schluß des „Ritt von Logarde“ in seiner konzentrierten Bildkraft:

„ . . . Es bläst zum Sammeln . . . Ein Todesritt!  
Wie viele, wie viele der Mutigen beden den Rosen!  
Stamm schreiten die Sieger . . . Aber der Herdenshirt  
Der Gefangenen endet nicht auf der Sommerstraße.  
Eigenschaft in die Röhre gestochen,  
tänzelnd gehen die schweißbesäumten Pferde . . .  
Im fernen Frieden liegt die deutsche Erde.  
Da läuten die Glocken der Kirchen: der Sieg ist erkochten.“

Man gewinnt aus diesen Büchern Sternbergs den Eindruck einer seltenen dichterischen Persönlichkeit. Noch keiner bleibenden Was aber wesentlich ist und Verprechen der Zukunft, das ist die Kraft des Wachstums und der erste Wille, der diesen aus einem reinen Geiste Schöpferischen erfüllt. Peter Hamecher.

## Eine Ansprache über Theaterkultur.

Den Vorträgen, die der Verband zur Förderung deutscher Theaterkultur am 6. Januar im Lessing-Theater halten ließ, folgte die Ansprache in einer Versammlung, die am Freitag in der Philharmonie stattfand.

Es wurde da viel an der Sache vorbeigeredet. Das kam daher, daß einige Herren, die wohl in irgendwelchen Beziehungen zum Theater standen, sich berufen fühlten, hier mitzureden, obgleich ihnen nicht klar geworden ist, was der Verband will. Einer, der die Bestrebungen des Verbandes im allgemeinen richtig auffaßt, sie aber nicht günstig beurteilt, ist der Präsident der internationalen Artistenloge, Herr Buldermann-Konora. Er hat Bedenken dagegen, daß der Verband den reinen Geschäfts- und Unterhaltungscharakter den Krieg erklärt, und meint, daß auch der Zirkus und das Varietés eine Kulturmission erfüllen und deshalb nicht belächelt werden sollten, denn das Publikum verlange nicht nur nach hoher Kunst, sondern mehr nach angenehmer Unterhaltung, Zerstreuung und Erholung.

Den Ansprüchen einiger Redner, die meinen, die Massen des Volkes hätten nicht das erforderliche Verständnis für Kunst, sie müßten dazu erst vorgebildet werden, trat Konora (Mitglied der Generalkommission der Gewerkschaften) entgegen, indem er ausführt: Breite Kreise des Volkes, besonders der Arbeiterklasse, hungern nach guter Kunst und sind auch fähig, sie mit richtigem Empfinden zu genießen. Das zeigt die Erfahrung. Dem Kunstbedürfnis des Volkes zu genügen, ist gerade die Pflicht des Verbandes.

Als der Vorsitzende der Versammlung, Reichstagsabgeordneter Heinrich Schulz, in einem Schlußwort die Ergebnisse der Debatte beleuchtete, machten sich einige Herren, die an der Diskussion nicht teilgenommen hatten, durch oppositionelle Zwischenrufe bemerkbar. Ihre Opposition galt der von Schulz dargelegten Pflicht des Verbandes, alle auf Gebung der Theaterkultur gerichteten Kräfte zusammenzufassen, ohne Unterschied der Partei, der Religion, der Weltanschauung. — Das sei bloßes und gar nicht durchführbar, erklärte einer der Zwischenrufer. Darauf bemerkte Heinrich Schulz: Wie auf anderen Gebieten, so können auch auf dem Gebiete der Kunst Leute verschiedener Grundanschauungen soweit zusammengekommen, als sie ein gemeinsames Ziel erstreben. Hier ist das Ziel: Der nach gelegener Kunst verlangenden Publikum der Gemüt auch dramatischer Werke zugänglich zu machen. Im wesentlichen will der Verband die Volkstheaterbewegung verbreitern und vertiefen.

## Notizen.

— Vorträge. Im Letichhaus zu Berlin (Bismarck-Luisenpark 6) spricht Dienstag, 8 Uhr, der Reichstagsabgeordneter Schulz über „Die Bedeutung der Kleinstkultur für die Volkserziehung“ und über „Gefühl und Nahrungsmittel im Kleinstkultur“. Eintritt frei. — In der Urania wird „Der Siegeszug nach Bresten“ täglich außer Freitag wiederholt. Freitag findet der erste der Gelehrten-Vorträge statt. Prof. Keller spricht über „Die Gewinnung und Verwertung des Luftstickstoffes“. — In der Dreptow-Sternwarte beginnt Dienstag 7 Uhr Dr. Ardenhold mit „Entstehen und Werden der Erde“ seine geistreiche Vorlesungsreihe. Am Tage werden Sonnenflecken und Venus im höchsten Glanze, bei Eintritt der Dunkelheit Jupiter mit seinen Monden, Saturn mit seinen Ringen, der Mond, Doppelsterne und Orionnebel beobachtet.

— Russischer. Die Kommandantur von Berlin veranlaßt zum Besten ihrer Kriegshilfe am Montag, den 4. Februar, im Circus Schumann ein Wohlthatigkeitskonzert, in dem Werke von Schumann, Schubert, Mendelssohn, Bezar, Mosch unter Mitwirkung großer Chöre aufgeführt werden.

— Samollers Bibliothek ist vor den Zeitwerken in Jena angekauft und soll ins Staatsbibliothek. Seminar der Universität Jena kommen.